

Die Erben von Senkenberg.

Arminialroman von Erich Uebenstein.

(6. Fortsetzung.)

Wie wußte sie selbst nicht. Eines sah ich ja nun wohl ein: Ich hatte zu eigenartig gehandelt! Woran mir für meine Person nichts lag, das hätte ich um der Eltern willen vermelden müssen: unsern Namen in der Leute Mund zu bringen. Ich hätte ganz gut in der Stille zu Ihnen kommen können und vor allem mich nicht als „Braut“ Eiders dem Untersuchungsrichter vorstellen müssen, sondern bloß als Bekannte, die still an seinem Schicksal nimmt. Aber ich handle leider immer dem ersten Impuls folgend — ganz unüberlegt!

„Sie bereuen also?“
„Nein! Ich bereue gar nicht!“ rief Melitta, holt den Kopf zurückwendend. „Ich liebe Felix und werde nie von ihm lassen. Aber ich bin gerecht genug einzusehen, daß mein Vater von seinem Standpunkt aus Grund hat, mich zu zümen.“
„Was geschah weiter?“
„Mein Vater erschien am Abend wieder im Familientreue. Er war sehr bloß und eine eiserne Entschlossenheit lag auf seinen Zügen. Mit der ihm zumeilen eigenen unangenehmen Härte erklärte er mir, daß es nur einen Weg gäbe, meine „Trennung“ wieder gut zu machen: Ich müsse so bald als möglich der Welt beweisen, daß die Affäre Eider als abgeschlossene Sache für die Zukunft hinter mich liege. Mit anderen Worten, ich müsse mich anderweitig verloben. Sehr rasch, möglichst öffentlich und mit so freudiger Miene, daß niemand zweifele, es sei mir ernst. Er kam auch gleich mit bestimmten Vorschlägen. Da war Herr v. Reußen, der schon einmal um mich indessen verheiratet wurde — meiner Zusage wegen. In Wahrheit, weil ich mich weigerte, als Papa mir mit dieser Werbung kam. Nun sollte er Kreuzen teilweise in's Geheimnis ziehen, das heißt meine Gefühle für Felix als Schwärmerei hinstellen, die jetzt gottlob abgeklungen sei, usw.“

„Es wundert mich nur, daß Sie auf diesen immerhin nicht ganz sauberen Plan eingingen, Fräulein v. Brantow! Bei Ihrer entschlossenen Natur!“
„Oh, ich hätte mich leidenschaftlich aus dem Messer dagegen gewehrt, wenn ich nicht gesehen hätte, daß die arme Mama unsere Szenen einfach nicht mehr ertragen konnte, und wenn ich nicht das Gefühl gehabt hätte, Papa doch eine kleine Genugtuung schuldig zu sein! Ich willigte aus nur in die Wiederannäherung Kreuzens und in eine kleine öffentliche Demonstration, bei der ich gute Miene zur Schau tragen wollte. So kam der Abend in der „Zahala“ zuhause. Bis zur Verlobung bedingte ich mir mindestens vierzehn Tage aus.“

„Aber dann?“
„Dann bin ich eben längst in Wien bei einer Cousine meiner Mutter, an die ich sofort heimlich schrieb. Gesehn erhielt ich keine Antwort, daß sie mich nicht erwartete.“
„Sie gehen ohne Wissen Ihrer Eltern?“
„Ja. Mama wollte ich die Verantwortung der Mitwisserschaft ersparen. Im Herzen, das weiß ich, steht sie auf meiner Seite und wird froh über meinen Genesungsschritt sein. Sie hatte nie etwas gegen Felix, aber Herr v. Reußen ist ihr nicht sympatisch. Ich habe vorgegeben, heute nachmittags eine Freundin hier zu besuchen und dann gleich bei ihr zu übernachten, da die Eltern morgen ohnehin wieder in die Stadt übersiedeln. Man erwartet mich erst am Nachmittag in der Berggasse; ich habe also einen vollen Tag Vorsprung.“

„Weiß Ihre Tante, daß Sie das Elternhaus heimlich verlassen und warum?“
„Nein. Sie mag zwar Papa nicht, aber ich bin nicht ganz sicher, wie sie meinen Schritt aufpassen wird. Uebereignung will ich ihr Galkreislauf nicht lange in Anspruch nehmen. Ich werde mich um eine Stelle als Gesellschafterin umsehen.“
„Sie!!“
„Ja. Ich! Glauben Sie, daß ich zu stolz dazu bin? Ich werde es dann nicht mehr sein! Aber ich will frei und unabhängig werden.“

„Als Gesellschafterin!“ warf Hempel zweifelnd ein.
„Ja. Innerlich! Den Meinen gegenüber! Nur so kann ich mich später offen zu Felix betennen. Bin ich erst seine Frau, dann wird Papa wohl wieder Frieden machen. An mir, dafür will ich schon sorgen.“

„Seine Frau!“ Der Detektiv blickte das junge Mädchen mit einem Gemisch von Verwunderung, Mitleid und Mitleid an. Nur ein ganz junges Gesicht, nur eine Frau, die liebt, konnte so zuverlässigen Mut in sich tragen.
„Ja, fürchte, der Weg dahin wird weit werden, mein Fräulein!“
„Ich bin erst achtzehn und er vier-

undzwanzig! Wir können warten. Die Hauptsache ist, daß er bald frei wird! Wie steht seine Angelegenheit? Haben Sie nichts Neues herausgebracht?“
„Leider sehr wenig.“
„Und er erzählt ihr Punkt für Punkt, was er wußte.“
„Melitta hörte aufmerksam zu.“
„Das ist in der Tat alles sehr seltsam. Aber wir dürfen den Mut nicht verlieren. Ich will mir alles ruhig überlegen und dann sehen, wie man etwa weiter kommen könnte.“

Hempel lächelte.
„Sie sprechen fast wie ein Detektiv!“
„Warum sollte ich es denn nicht auch ein wenig werden — um Einzelheiten? Frauen sind doch auch nicht ganz dumm, und die Liebe macht sie sogar oft heilförmig!“

„Ich habe nicht das mindeste gegen Ihre Mißhilfe. Im Gegenteil. Schreiben Sie mir nur stets jeden Gedanken, der Ihnen in der Sache kommt. Man kann nicht wissen — bei dem völligen Dunkel, das uns umgibt, kann ein einziger Einfall zum Lichtstrahl werden.“

„Aber auch Sie müssen mich gerechtlich am Laufenden erhalten über alles Neue, was Ihnen auffällt! Diese Bitte war der zweite Punkt, der mich veranlaßte, mich von Ihnen persönlich zu verabschieden. Meine Adresse ist vorläufig III. Reismersstraße 11 bei Fräulein Arnau. Hier habe ich sie Ihnen aufgeschrieben.“

„Gut. Ich werde schreiben, so oft es etwas Neues gibt.“
„Sie verabschiedete sich. Hempel sah ihr mit leuchtenden Augen nach. Gottlob, es gab auch unter den Frauen noch Prachtgeschöpfe! Und diese Melitta war eines davon!“

Er war jetzt ganz sicher: der Mann, den dieses Wesen liebte, konnte kein Mörder sein. Und es schien ihm wie ein guter Stern, der über dem Gefangenen plötzlich aufgegangen war.

IX.
Wie sehr sich Hempel nun und eine Anzahl Polizeibeamter auch Mühe gaben, den Wohnort des graubärtigen Mannes, ehe er ins Hotel „Sietzerhof“ übersiedelt war, aufzufinden zu machen, es war vergebens!

Niemand wußte etwas von ihm. Dagegen wurde ein Schloffer eruiert, der bestimmt behauptete, er habe vor etwa drei Wochen einen Vorkurs, der genau dem ihm vorgelegten glich, auf Bestellung angefertigt.
Ein etwa zehnjähriger Knabe habe die Bestellung überbracht und hingugefügt, die Sache sei sehr eilig, sein Vater habe den zweiten Lebensschlüssel verloren und brauchte sofort einen Ersatz.
Befragt, was sein Vater wäre, gab er an: Milchhändler.
Da er das Geld im voraus bezahlte und auch einen Mieterschlüssel mitgebracht hatte, sah der Schloffer keinen Grund zu Mißtrauen und erledigte den Auftrag sofort.
Welcher Schlüssel war als Muster benützt worden, und wer war der Auftraggeber?
Frau Moser hatte den ihnen nie vernimmt und behauptete daselbst von Mutter Rahl und Dr. Richter, die es ihr sicher andersfalls gesagt hätten.
„Weißt also nur Eider!“ sagte Wasmut triumphierend.
Hempel schweig und forschte nach dem Knaben, der den Auftrag überbrachte.
Endlich gelang es ihm, diesen auszuforschen.
Er war der Sohn einer armen Witwe am äußersten Ende der Stadt. Eines Tages, als er mit andern Kindern auf der Straße spielte, hatte ihn ein Mann angerufen und ihm dann den Auftrag erteilt.
Er gab ihm einen Mieterschlüssel und zwei Kronen zur Bezahlung. Der Ueberbringer sollte ihm gehören.
„Wie sah der Mann aus?“ fragte Hempel.
„Wie ein Arbeiter halt.“
„Groß oder klein?“
„Ich glaube mehr groß.“
„Trug er einen Bart? War er alt oder jung?“
„Das weiß ich nicht. So genau habe ich ihn mir nicht angesehen. Auch trug er ein Tuch vorm Gesicht.“
„Ein Tuch?“
„Ja! Er sagte, er hätte Nasenbluten.“

Hempel erschrak bis ins Innerste. Nasenbluten! Er sah im Geiste schon Wasmut spöttisch lächelndes Gesicht und hörte ihn sagen: „So, so! Nasenbluten! Es scheint, daß gewisse Leute sehr häufig an Nasenbluten leiden!“
„Warum hast Du denn gelogen und gesagt, Dein Vater sei Milchhändler — es wäre sein Lebensschlüssel, den

Du bräuchst!“
„Der Mann hat es mir so gesagt.“
„Aber was aus dem Jungen nicht herauszubringen.“
„Wieder die Mutter, die jeden Weg in dieser leidigen Angelegenheit versperren!“ dachte Hempel wütend.
„Ein Helmweg führte ihn am Brantow'schen Hause vorbei.“
Mutter Rahl's Habe war längst versteigert — nur die alten Ohrgehänge hatte Dr. Wasmut in Verwahrung behalten, da ihr Eigentum unbekannt war — und die Mansardenwohnung hatte einen neuen Mieter bekommen.

Im ersten Stockwerk standen nun Blumen an den Fenstern, und zwischen zwei schneeweißen Gardinen sah Hempel ein feines, mildes Frauenantlitz herabblenden.
„Arme Frau“, dachte er mitleidig. „Sie sieht sich wohl heimlich bis zum Krankenzimmer nach der Tochter. Ganz abgehört sieht sie aus!“

Dann fesselte etwas anderes seine Aufmerksamkeit.
Die vier Rollstühle an der Richterschen Wohnung im Erdgeschosse waren immer noch herabgeschloffen.
Er sah Frau Moser im Garten Blumen aufbinden und knüpfte ein Gespräch mit ihr an.
„Sie kam gleich an das Gittertor, und begann ihm mit gedämpfter Stimme vorzutragen, wie ungemütlich es nun im Hause sei.“

In der Rahl'schen Wohnung hauste ein Schneider, der jeden Abend betrunken sei und seine arme Frau prügeln — nächstens wolle ihn der Herr Major hinauswerfen lassen.
„Ach Gott! — und der Major sei die Waise jetzt! Wegen jeder Kleinigkeit gäbe es Kraxall. Eine, die drei Jahre oben gebiert, hätte Knall und Fall fortlassen. Seitdem hielt es keine länger aus als drei Tage.“

Die arme Majorin fiel auch nicht auf Rosen gebettet, obwohl sie ihm ja nie mit einer Silbe widerspreche.
Und alles wäre, weil das Fräulein fort sei! Die war halt sein Herzblatt. Und jetzt hieße es, sie sei krank und wolle mit einer Tante im Süden, um Meerbäder zu gebrauchen.
„Na aber...“ Frau Moser blinzelte Hempel vertraulich zu, „ich glaube es nicht! Da steht was anderes dahinter. Man hat ja doch auch seine Augen im Kopf! Und gar in Liebesachen! Ich glaube viel eher, der Major hat sie mit Gewalt weggetragen, damit sie verpöht, oder — bis hier die ganze Geschichte vorüber ist.“

Sie schweig und erwartete offenbar eine neuerliche Frage. Als diese nicht erfolgte, legte sie feusend hinzu: „Ja, ja, mit der armen, guten Mutter Rahl ist das Glück aus dem Hause gegangen! Wie war das gemühtlich, wenn sie abends heimkam und wir oft ein halbes Stündchen miteinander verplauderten!“

„Na, Sie haben ja noch Ihren lieben Dr. Richter“, sagte Hempel anscheinend harmlos. „Der muß ja nun schon längst zurück sein!“
„Leider nicht!“
„Was? Es sind ja schon drei Wochen, seit er fort ist!“
„Ich denke mir, seine Mutter wird wieder trübler geworden sein.“
„Gut er denn seitdem nicht geschrieben?“
„Nein!“
Hempel wurde unruhig. Stärker als das erstemal erwachte in ihm ein Verdacht gegen den jungen Mann.

„Sie müssen dann aber doch eine Abgangsanzeige machen bei der Polizei!“ Das darf nicht so hingehen. „!
„Der Herr Major dachte ohnehin schon daran. Aber da er seine ganzen Sachen hier ließ...“
„Einerlei! Schließlich kann ihm ja auch ein Unglück passiert sein. Er kann sogar gestorben sein! Auf jeden Fall stimmt da etwas nicht!“

„Mein Gott, Sie haben ja recht, Herr Hempel. Ich will gleich morgen...“
„Nein, heute noch! Ich werde Ihnen den Weg abnehmen und sofort die Anzeige machen. Die Behörde wird dann vor allem in Wien nachsehen, und so erfahren wir, was eigentlich mit dem jungen Gelehrten los ist.“
Innerlich war Hempel gar nicht so ruhig, als er sich der Moser gegenüber gab.
Etwas war da nicht in Ordnung, das stand fest. Drei Wochen! Er hätte sich freilich mögen, daß ihm Dr. Richter so ganz aus dem Gedächtnis genommen war über den anderen Nachforschungen.
Freilich — damals bei seiner Anwesenheit sah alles in tadelloser Ordnung. Warum hätte man sich weiter mit ihm beschäftigen sollen?
Es schien, als ob dieser Tag eigens dazu bestimmt sei, ihn an Richter zu erinnern.

(Fortsetzung folgt.)
— Unmögliches verlangt. Doktor: Meine Gnädige, bei Ihrem nervösen Zustand wird es gut sein, wenn Sie so wenig als möglich sprechen.
Name: „O weh, dann muß ich also nervös bleiben!“

Acht Tage Kost und Logis.

von Fritz Gull.
„Wie ich aller Knabe noch zu einer Frau gekommen bin — das wollt ich wissen? — Gut, ich will Euch die Geschichte erzählen.“
Der Oberlehrer lebte sich in das Sofa zurück und paffte behaglich den Rauch seiner Zigarette in die Luft. Vor drei Jahren verbrachte er seine Ferien am Rhein. Ich wußte, wie es meine Gewohnheit ist, wehre Fikturieren; denn das erhellt nun einmal Körper und Geist frisch und gesund. — So wanderte ich auch eines Tages, mit einer dichten Staubwolke bedeckt, das anmutige Brohltal hinab, und obwohl es schon zu dunkeln begann, war ich doch vom nächsten Städtchen 2-3 h weit entfernt, daß ich schließlich einen kleinen Kinnarich begann, und noch vor Einbruch der Nacht an mein nächstes Ziel zu kommen. Pflösch sah ich ein freundliches sauberes Dörfchen vor mir liegen, dessen Gegend mich angenehm überraschte, das es auf meiner Touristkarte nicht verzeichnet war. Ganz zu Anfang der Dorfstraße, auf einer Bank vor einem weiß gefächelten Häuschen, sah ein altes Mütterchen, bei dem ich mich nach einem Logis erkundigte. „Der Krug“ wäre nicht für die feinen Stahlerker, meinte sie, aber ich sollte nur einmal bei den Jungfern Schmitz anfragen, die schon öfters Fremde aufgenommen hätten.

Nach einigen Minuten stand ich vor einem kleinen blumengeschmückten Hause, das — wie mir die Alte erzählt hatte — von den beiden unverheirateten Schwestern bewohnt war, die je nach Neigung Gäste aufnahmen oder abwießen. Ich klopfte an und eine saubere jugendliche Frau von etwa dreißig Jahren öffnete mir die Tür. Sie bat mich einzutreten; aber als ich mein Anliegen vortrug, schüttelte sie mit Bedauern den Kopf; sie wären nicht recht darauf vorbereitet, sie hätten in diesem Sommer gar keine Gäste aufgenommen. Sie war jedoch freundlich, lud mich ein, ein wenig Platz zu nehmen und auszurufen. Ich war entschlossen, mich nicht so schnell abzuwenden zu lassen, denn ich war sehr müde. In diesem Moment kam die Schwester herein, die einige Jahre jünger sein mochte. Wenigstens schloß ich das aus ihrem lebhafteren Wesen und ihrem zoffig gefärbten Wangen. Ich trug nun noch einmal meinen Wunsch vor, erzählte ihnen, daß ich schon einen weiten Weg zurückgelegt hätte und schließlich gelang es mir, ihre Einwürfe zu befeigen.

Sie hielten mich nun, ihnen ein wenig Zeit zu lassen, das Essen zu bereiten, und wenn ich nachher mit der Einfachheit ihres Mahles und dem kleinen Stübchen vorlieb nehmen wollte, so wollten sie alles tun, was in ihren Kräften stünde.
Ich war sehr erfreut, dankte ihnen und ließ mir das Stübchen zeigen. Es lag im Obergeschosse, enthielt ein Bett, einen Schrank, zwei Stühle, ein Sofa, die Waschtisole, einen kleinen Spiegel und ein paar alte Kupferstiche. Nachdem ich mich gewaschen und meine Kleidung vom Staube befreit hatte, ging ich nun in der Dämmerung einen kleinen Spaziergang durch das Dorf zu machen. Ich wandelte durch Wälder, die von kleinen Bächen begleitet waren.
Nach einer Stunde war ich wieder zurück und fand den Tisch bereits gedeckt.

Nachdem ich den Speiseplan tapfer durchgesehen hatte, glaubte ich doch, den Schwestern ein Kompliment sagen zu müssen.
„Die Blumen? — ach, die holen wir ja aus unserem Garten. Er ist nicht sehr groß, aber enthält alles, was wir brauchen: Kirschen und Birnen, Pfäumen, Stachelbeeren, Saal und Schoten, Kürbisse, Mohrrüben, Wexen, Nellen — kurzum alles, was das Herz begehrt.“
„Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir Ihnen den Garten nach dem Essen zeigen“, sagte die jüngere der Damen hinzu, die von der Schwester „Martha“ genannt wurde.
„Sie scheinen Ihr Häuschen und Ihren Garten sehr lieb zu haben; — wohnen Sie denn schon lange hier?“
„Wir sind in diesem Hause aufgewachsen“, beehrte mich Helene, die ältere der Schwestern. „Vater ist lange Jahre hier Pfarrer gewesen; als die Eltern gestorben sind, da haben die Leute für das Haus und das Gärtdchen einige hundert Taler geboten. Aber wir sind doch zurückgeblieben.“

„Und hier werden wir auch bleiben, bis wir graue Haare haben“, sagte Martha lachend hinzu. „Denn in der Stadt, da sind wir so dumm und so unerfahren wie im Rücken, das aus dem Rest genommen ist.“
„Da Sie mit Ihrem friedlichen Leben hier offenbar zufrieden sind, so möchte ich auch nicht, was Sie veranlassen sollte, die Scholle zu verlassen. Sie es schöner finden, als hier am Rhein?“
„Oh wir sind schon weit fortgewesen — in Holland, wo ein Onkel von uns wohnte. Ach, es war herrlich dort — am liebsten wären wir gar nicht heimgekehrt. Aber schließlich,

da kam doch das Heimweh. So plauderten die Schwestern immer weiter und nach einer Stunde mußte ich gehen. Ich war sehr erleichtert, daß ich so glücklich und in so guter Stimmung nach Hause gekommen war. Ich erzählte den Eltern, was ich erlebt und empfunden hatte.
Es war ein köstlicher, erfrischender Abend, und ich war in der denkbar besten Stimmung. Ferien — ledig aller Pflicht — und in inniger Verbindung mit der lieben Mutter Natur — was verlangt ein geplanter Philosoph mehr? Während Helene mit dem Aufbinden des wilden Weines an der Laube beschäftigt war, spazierte ich mit Martha durch die Stachelbeeren. Sie plauderte in ihrer munteren Weise von ihrem Vater und von der Mutter.
Anzofischen war es schon recht spät geworden. Ich sagte den Damen gute Nacht und ging in jener friedlichen Stimmung, welche angenehme, schlichte Menschen in unserer Seele hervorruft, nach meinem Zimmer.
Wie ich geschlafen habe? Köstlich! Ich war schon früh wieder munter. Sie erwarteten mich auch schon. Beide standen vor der Tür des Wohnzimmers, und während sie mir ihre helles „Guten Morgen!“ zuriefen, sahen sie mir mit unterhöflichem Interesse entgegen. Wie ich geschlafen habe, ob mich der Hahn geweckt, oder ob ich die Vogel habe singen hören? Ich machte mein Kompliment für ihre gute Pflege, und nun erteilten sie beide wie Schulmädchen, denen man ein Lob ins Klaffenbuch schreibt.
Beim Aufsteigen schmeagten wir schon wieder von allem Möglichen und Unmöglichen. Und die Badewanne war so schmerzhaft, und der Koffee so köstlich, und als ob — ja, als ob das alles nicht einem besondern geheimnisvollen Reize hergestimmt wäre, das nur den beiden Schwestern und niemand sonst bekannt wäre.

Unter diesen Umständen wäre es ja einfaß rückwärtslos erschienen, wenn ich schon wieder weitergewandert wäre. Ich blieb einen zweiten Tag und einen dritten und schließlich eine ganze Woche, und viellecht wäre ich noch länger in dem gastlichen Häuschen geblieben, wenn nicht meine Ferien zu Ende gewesen wären. Jeden Tag war etwas anderes in Feld und Garten zu tun, und immer gab es eine wichtige Veranstaltung, die Reise noch auf einige Stunden zu verschieben. Man konnte mich bereits im ganzen Dörfchen als den „Oberlehrer aus Berlin“.
Der Abschied wurde mir recht schwer, es schien, als ob mir und auch den Schwestern mein Schicksal nicht gleichgültig sei. War ich doch bereits ein Stück ihres Haushaltes geworden!

Selbstverständlich wirkte ihre Verlegenheit, als ich sie um die Rechnung ersuchte. Keine von beiden wollte sich dieser Arbeit unterziehen, gleichsam als wenn diese Abrechnung die Erinnerung an die schönen Tage befechten könnte. Und schließlich mußten sie wirklich eine imaginäre Rechnung auf, welche folgendermaßen lautete: 8 Tage Kost und Logis à 2 Mark = 16 Mark.
Ich dankte mit geschäftsmäßiger Gleichgültigkeit und bezahlte die 16 Mark. — Als ich aber zu Hause angekommen war, da schrieb ich ihnen einen langen Brief: was denn eigentlich daraus werden sollte, wenn sie in dieser Weise wirtschafteten; und unter diesen Umständen müßte das Hotel Schmitz mit starker Unterbilanz arbeiten usw. Wenn ihnen an meiner Freundschaft noch etwas gelegen wäre, so möchten sie mir eine vernünftige Rechnung einsenden, wie man es von so guten Wirtschaftserinnen erwarten könnte. Darauf kam dann ein etwas dunkler Brief, daß der Schaden, den ich in dem Häuschen angerichtet, ein so bedeutender sei, daß ich ihn garnicht begleichen könne.
Der Brief war von der Hand der älteren Schwester geschrieben und beehrte, obwohl er mir nicht recht logisch erschien, zu mannigfachen Schlußfassen.

Zu Hause kam es mir jetzt recht einsam und ungemütlich vor, und meine Wirtin behauptete, daß einen launenhafter Mieter habe sie lange nicht gehabt.
Und eines Tages tat ich einen entscheidenden Schritt. Ich fragte bei Helene an, ob sie mich im Herbst abnehmen wollten, denn ich käme gern zu ihnen, und den Schaden wieder gut zu machen, den ich in den Sommerferien angerichtet.
Und dann kam ein langer Brief voll herzergreifender Freude und Hoffnung auf die schöne Zukunft.
Ich kann Euch nicht sagen, mit welcher freudiger Empfindung ich diesmal den Herbstferien entgegen sah, mit welcher freudiger Erwartung ich in den Eisenbahnzug sprang. Und wie wurde ich empfangen! wie ein König, der siegreich aus fremden Landen zurückgekehrt.
Das war ein Fest! Und nun wurde mir Martha, mein liebes, gutes Weib, befeuert — mein Weib, das mit meinem Leben in den schönsten Blüten geschmückt hat.
Sicht! So, so habe ich „alter Knabe“ noch ein Weib bekommen — und Euch Junggefallen kann ich nur noch dort — am liebsten wären wir gar nicht heimgekehrt. Aber schließlich,

Sportliches.

Die bi-sjährigen Rostischen Spiele in Stockholm.
Das Stockholmer Stadion, die Stätte so vieler gewaltiger Kämpfe im Juni und Juli des soeben zu Ende gegangenen Jahres, wird zu Beginn des Februars dieses Jahres wiederum seine Tore öffnen, um die großen Gezeiten der Sportbegeisterten aller Länder einzulassen zu sehen zu friedlichem Wettkampf. Freilich wird diesmal nicht die tühnende Luft vor den grünen Wäldern des Mälarses her die erhabenen Körper der Sieger und der Unterlegenen umfassen, sondern in Eis und Schnee gehüllt wird das Land den Besuchern entgegen starren. Nicht minder hell wie im Sommer wird die Sonne des Nordens über dem Ganzen scheinen. Und der Schwedische Zentral-Verein zur Förderung des Sports, der die Einladungen zur Teilnahme an den internationalen Konturrenzen veranfaßt hat, wird sich auf großen Besuch einstellen müssen. Schon die Jahre 1901, 1905 und 1909, in denen die früheren „Nordischen Spiele“ (diese heißen also gleich den Olympischen Spielen alle vier Jahre wieder) stattfanden, haben die Beliebtheit der großen winterrportlichen Wettbewerbe des Nordens in der internationalen Sportwelt deutlich gezeigt. Auch diesmal werden verschiedene Länder der Einladung der Schweden entsprechen.

Beachtenswert ist es, daß im Rahmen des großen sportlichen Festens zugleich auch zahlreiche gesellschaftliche Veranstaltungen vorgesehen sind, die sicherlich auch zu ihrem Teile eine Expedition nach dem Norden Anfang Februar lohnend erscheinen lassen. Für die Hauptwettbewerbe hat man die gewaltige Innenfläche des Stadions in eine Kunstisbahn umgewandelt; hier, wo Tausende von Zuschauern bequem untergebracht werden können, werden die Eislauf- und Wettbewerbe, die internationalen Hockeyspiele sowie die Kämpfe im Kunstlaufen auf dem Eise zum Austrag gelangen. In einer der prächtigen Schwimmhallen der schwedischen Hauptstadt werden zur gleichen Zeit internationale Wettkämpfe im Wasserpringen abgehalten werden. Bemerklich wird auch ein Länderpiel im Wasserpolo zustande kommen, doch sind hier die Verhandlungen zwischen den einzelnen Nationen noch nicht zu Ende geführt worden. Automobilprüfungen und Schmellegeschwindigkeitswettbewerbe im Schießen, Fischen, Eisgolf, Schlitten, Trabrennen u. s. w. bilden den wesentlichsten Inhalt des reichhaltigen Programms, das schließlich auch einige Wettbewerbe in der Leichtathletik vorzieht. Interessant ist, welche großen Raum bei allen sportlichen Veranstaltungen in Schweden den Militärsport eingeäumt wird. Bekanntlich ist die Organisation des militärischen Sportes in Schweden vorbildlich. So gibt es auch bei den Nordischen Spielen eine Meisterhaft der schwedischen Armee im Schlittlaufen, die sicherlich ein Ergebnis von hoher sportlicher Bedeutung bringen wird.

„Lebensversicherer“ von Weipen.
Da in unserer Zeit doch soviel von Rückversicherern zu langer Aufbebung von Nahrungsmitteln die Rede ist, so sei auch einmal auf ein entsprechendes, recht interessantes Beispiel aus der Insektenwelt hingewiesen, das in einem Punkte alle betreffenden Fortschritte des Menschen noch übertrifft!
Zu den berühmtesten Gattungen Weipen gehört diejenige, welche zurzeit „mud-dauber“ genannt wird, und deren aus Erdschlamm gebaute Zellen in Scheunen, Holzschuppen, an Querschnitten von Säunen u. s. w. schon manchem Beobachter aufgefallen sind. In vielen dieser Zellen kann man Spinnen, Fliegen, Käfer — aber alle nicht tot, sondern in tieferem Schlaf — wie auch lebend schlafende Puppen von mancherlei Insekten finden, und die Zellen sind einfach furchtbar angelegte Nahrungsmittel — Speisepel, welche man aber pflanzlichweise nicht als Nahrungsmittel nennen sollte — obwohl sie sich genug für ihren Zweck sind — sondern Leben und Speisepel.
Dieselben sind ausschließlich — wie es wenigstens scheint — für die jungen Weipen bestimmt. In jeder dieser Zellen sind Weipen-Eier, und beim Ausschlüpfen haben die Jungen die schönste Nahrung, ganz frisch, um sich herum, an der sie sich gütlich tun können, bis sie imstande sind, aus der Schammzelle auszuwachen und in's Freie zu fliegen. Alle, von den Weipen-Eiern eingebrachten Tierchen für solche Nahrung sind von ihnen angelesen worden, unter gleichzeitiger Ausscheidung eines Stoffes, welcher sie nicht tötet, aber lähmt und in tiefen Schlaf versetzt, in welchem Zustande sie bis zur Verpuppung bleiben. Der eine oder andere Forscher hat schon angeregt, daß vielleicht der Mensch von diesem Beispiel Nutzen ziehen und ebenfalls Nahrungsmittel lebendig aufspeichern könnte, — falls die Chemie einen Stoff erfindet, welcher den beim Stich jener Weipen ausgehenden Ersehn kann. Jedenfalls ein verlockender Gedanke. Und in der Chemie ist ja heute bei n a h alles möglich!

Bayrisch Landesmutter.

Die neue Prinzessin - Regentin und ihre Veranlagungen.
Zum erstenmal seit 48 Jahren hat Bayern eine „Landesmutter“. Ludwig II., der im Jahre 1884 den Thron bestieg, blieb unvermählt, und Prinzregent Luitpold war Witwer, als er die Regentschaft übernahm. Die neue Prinzessin - Regentin von Bayern, die in Brunn geborene Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich - Este, Tochter des Erzherzogs Ferdinand Viktor, wurde schon wenige Monate nach ihrer Geburt verloren. Erzherzog Ferdinand fiel als Opfer einer unter seinen Soldaten ausgedehnten Pledentypusdemonie. In der sehr sorgfältigen Erziehung der kleinen Prinzessin nahmen von Anfang an Studien in Musik, Malerei und besonders in der Botanik einen breiten Raum ein, und da diese Lernerarbeit nicht mit dilettantischer Oberflächlichkeit betrieben wurde, blieb sie auch später für die Interessen der Prinzessin bestimmend. Nach ihrer Verheiratung lernte die Prinzessin Harmonielehre. Vor allem aber ist sie eine große Naturfreundin, die auch vielfach zur Feder gegriffen und sich als Schriftstellerin betätigt hat.

Die Beiträge, die sie für die „Zeitschrift der bayerischen botanischen Gesellschaft“ und des „Gartenmagazin“ lieferte, haben in Fachkreisen Beachtung gefunden. Zu diesen Aufgaben hat die Prinzessin die Bilderbegaben stets selbst beigebracht, wie sie auch eine ganze Anzahl Mappen selbst gemalter Pflanzen besitzt. Viele dieser von sie selbst gezeichneten Beobachtung zeugnenden Bilder sind auch in den Monatsheften für die Gesamtkontakten des Gartenbaues publiziert worden. Trotzdem Prinzessin Ludwig dreizehn Kinder zu erzeugen hatte, ihre Ehrenämter auf karitativen Gebiet sehr ernst nahm und sich den anstrengenden Repräsentationspflichten der ersten Dame des Hofes nicht entzog, treibt sie auch dem Eise zum Austrag gelassen. In einer der prächtigen Schwimmhallen der schwedischen Hauptstadt werden zur gleichen Zeit internationale Wettkämpfe im Wasserpringen abgehalten werden. Bemerklich wird auch ein Länderpiel im Wasserpolo zustande kommen, doch sind hier die Verhandlungen zwischen den einzelnen Nationen noch nicht zu Ende geführt worden. Automobilprüfungen und Schmellegeschwindigkeitswettbewerbe im Schießen, Fischen, Eisgolf, Schlitten, Trabrennen u. s. w. bilden den wesentlichsten Inhalt des reichhaltigen Programms, das schließlich auch einige Wettbewerbe in der Leichtathletik vorzieht. Interessant ist, welche großen Raum bei allen sportlichen Veranstaltungen in Schweden den Militärsport eingeäumt wird. Bekanntlich ist die Organisation des militärischen Sportes in Schweden vorbildlich. So gibt es auch bei den Nordischen Spielen eine Meisterhaft der schwedischen Armee im Schlittlaufen, die sicherlich ein Ergebnis von hoher sportlicher Bedeutung bringen wird.

Die ernsthafte Richtung des Wesens der Prinzessin Maria wurde noch verstärkt durch das grauenhafte Ende ihrer besten Freundin, die sie in jugendlichem Alter verlor. Diese, die junge Erzherzogin Mathilde, die Tochter des Erzherzogs Albrecht, wählte einen Brief siegen. Ein paar Tropfen brennendes Wachs fielen auf ihr Kleid und der Stoff fing Feuer. Trotz schneller Hilfe war es zu spät: die unglückliche Prinzessin hatte so furchtbare Brandwunden davongetragen, daß sie noch fünfzigsten entsetzlichen Qualen starb. Prinzessin Maria Theresia war Augenzeugin dieses Unglücks gewesen und die Erinnerung an diese Katastrophe, der ihre geliebte Freundin zum Opfer fiel, hat lange ihr Gemüt verdrübt. Aber wie so oft im Leben mit dem Leide Freude erprieht, so sollte auch hier der Verlust der liebsten Freundin, nach dem Warten des Schicksals, ihr den besten Freund zuführen: ihren zukünftigen Lebensgefährten. Zu 1. Trauerfeier für die Erzherzogin Mathilde erschien — es war um Pfingsten des Jahres 1887 — als Vertreter König Ludwig II. in Wien Prinz Ludwig von Bayern. Die lebendige Schönheit der Erzherzogin Maria Theresia machte solchen tiefen Eindruck auf ihn, daß er bereits wenige Monate später, auf dem Schlosse Seelowitz in Mähren, um ihre Hand warb. Am 20. Februar 1888 wurde in der Wiener Hofburg der Bund für das Leben beschloffen.

— Mit verfallenen Milteln. Schwiegermutter die sich bei dem Spektakel, welchen ihre 3 Entel mit ihren Trompeten mochten, entsetzt die Ohren zupfält! „Aber Kinder, um Gotteswillen, das ist ja zum Daunlaufen!“
Einer der Entel: „Das sollst Du ja auch! Und wenn es nichts hilft, hol Papa gesagt, dann lauff er jedem von uns noch eine Trommel dazu!“